Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 31

Artikel: Ein Schweizer lernt den Massenmord

Autor: Bühler, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645557

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dann sind alle Mißverständnisse leicht aus der Welt geschafft!"

„Ich werde dir die Arie zeigen!" sagte Loni leise. „Komm — laß mich zum Klavier!"

„Nein —!" sagte er plötzlich in so grellem Ton, daß sie zusammenschrak und der Bayer beunruhigt einen Schritt näher kam.

„— Das darfst du nicht tun! — Das darf keiner! — Das wäre ganz falsch. Ich muß sie allein finden. Niemand — kein Mensch darf sich an die Arie heranmachen, ehe ich selbst sie gefunden habe. — Weißt du, was ich tun würde, wenn es jemand versucht? Er holte einen kleinen grauschimmernden Browning aus seiner Tasche. „Ich würde den erschießen, der es wagt!"

„Rudolf —!" sagte sie zitternd. „Hör mich doch an! Komm mit zu mir. Du bist doch krank! — Du brauchst Pflege ... Bitte, hör auf mich!"

„Laß mich in Ruhe!" Erlacher trat heftig zurück. „Du — versuch ja nicht, mich holen zu lassen ... Versprich mir, daß du mich in Ruhe läßt, hörst du — sonst passiert etwas!" Er fuchtelte mit der Waffe in der Luft herum.

Sein Blick irrte ab, fiel auf das Klavier. Der Ausdruck seines Gesichts änderte sich jäh. Er steckte hastig die Waffe in die Tasche und setzte sich vor das Instrument.

„Siehst du —", sagte er wieder, indem er nervös zu zu spielen begann, „darum muß ich schuften, verstehst du? Bis ich sie wieder hab!"

Die Töne verwirrten sich unter seinen Fingern. Er biß die Zähne zusammen. Die starken Backenknochen traten hervor.

Der Bayer war leise zu Loni gekommen und stand neben ihr und beide blickten eine Weile stumm auf den Phantasierenden.

Dann fuhr Loni auf und flüsterte hastig: „Aber verstehen Sie denn nicht: er ist doch krank, er muß in ein Sanatorium, die Verletzung muß doch richtig behandelt werden. Sie dürfen ihn doch hier nicht halten!"

„Aber Fräulein — wer hält ihn denn?" verteidigte sich der Bayer. Er zog einen Stuhl an Lonis Seite und erzählte in unterdrücktem Ton: „Der Herr Erlacher kann doch tun und lassen, was er will. Versuchen S' doch, ihn wegzubringen! — Sie haben ja selber g'hört! Wir ham ihm ja auch erst zugeredet, aber er will ja net weg! — Gebeten hat er uns, wir soll'n ihn versteckt halten — und er hat uns ein Schmuckstück in Zahlung 'geben. No — des is so viel wert, daß er bei uns bleiben kann, so lang er selber will. Sie können ganz ruhig sein, Fräulein — er is ganz gut aufg'hoben bei uns!"

„Bei uns? ... Wer ist das?"

Der Mann zögerte einen Augenblick und sah sie forschend an. „No —", sagte er dann. „Ich denk, Sie ham selber ein Interesse dran, nix auszuplaudern. Also, ich und mein Kamerad von der Landstraß — wir sin Mitglieder von ei'm Verein, verstehen S', von einem Ring ... Als wir den Herrn Erlacher auf der Landstraß getroffen ham, da hat er so komisch dahergered't — wir sin auch zuerst net klug g'worden draus. Aber er hat uns halt g'falln — und wir haben ihn nach Berlin mitg'nommen — und dann ham wir mit unserm Vorstand gered't. Und — no ja — Sie sagen, er is krank ..."

Er sah einen Augenblick auf den Sänger, der völlig verloren in die Musik am Klavier saß und zu den abgerissenen und verstimmten Tönen vor sich hinsummte.

„Schaun S', Fräulein — es is ja nur grad der eine Punkt, wo er an Klapps hat ... die Arie, von der er allerweil redet. Des kommt halt immer so am Abend über ihn. Sonst is er ganz verträglich und ruhig und hockt den ganzen Tag in der Werkstatt und arbeitet —"

„Was tut er?" fragte Loni verblüfft.

„Ja — er war doch Schlosser, net? Er arbeitet für uns!" Der Bayer grinste. „Oh, er is tüchtig — er geht uns ganz gut an die Hand. No — und der Vorstand meint, wir machen uns net strafbar, weil er halt auf seinen eigenen Wunsch bei uns bleibt — net? — Er hat ja auch nix verbrochen — und wenn er a paar Wochen zurückgezogen leben will, so is des ja sei eigene Angelegenheit. Bei uns kann a jeder auf seine Art selig wern!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schweizer lernt den Massenmord.

Von Dr. Fritz Bühler.

Jeder Schuljunge kennt die Geschichte von den zwei Dutzend Kaninchen, die im Jahre 1859 von ein paar unternehmungslustigen Personen aus England nach Australien eingeführt wurden und sich dort im Laufe der Zeit so ungeheuerlich vermehrten, daß die Regierung dann alljährlich bedeutende Summen opfern mußte, um den unerwünschten Zuwachs wenigstens halbwegs einzudämmen. Man hat auch bei uns in Europa von dem sogenannten Kaninchenzaun gehört, der sich in einer Länge von achtzehnhundert Kilometern durch das westliche Australien zieht, um die weitere Verbreitung der gefräßigen Nager über die bisher verschont gebliebenen Gebiete zu verhindern. Man könnte also recht wohl den Eindruck gewinnen, als wäre das Kaninchen für den Australier nur ein wertloser Tunichtgut, dem man mit allen Mitteln zu Leibe rücken müsse. Tatsächlich trifft dies aber nur für die hauptsächlich von der Schafzucht lebenden Gegenden zu, wo die unzähligen Nager allerdings auf den Futterweiden bedeutenden Schaden anrichten. Aber daneben gibt es eine riesige Industrie, die erst durch diesen Ueberfluß an Kaninchen ins Leben gerufen werden konnte, die heute Tausenden von Menschen, vom Jäger über den Händler bis zum Hutmacher, dem hauptsächlichsten Verbraucher von Kaninchenhaaren, Arbeit und Verdienst gibt und im Export des fünften Erdteils eine wichtige Rolle spielt.

Ich war in Sydney mit bedenklich leeren Taschen gestrandet und überlegte mir ernstlich, ob es jetzt vielleicht nicht doch Zeit zum Abbruch meiner Wanderjahre sei, Zeit, nach Hause, in die Schweiz, zurückzukehren, um dort das Geldverdienen als ehrsamer Rechtsbeflissener aufzunehmen. Aber als mir dann ein guter Bekannter den Antrag stellte, auf ein paar Wochen oder Monate das Leben und Treiben in einer wandernden Truppe von Kaninchenfängern kennenzulernen, mir den Betrieb einer modernen Organisation des Massenmordens anzusehen, da beschloß ich doch, die Sehnsucht nach den heimatlichen Bergen noch ein Weilchen zu unterdrücken und von der günstigen Gelegenheit Gebrauch zu machen.

Eigentlich hatte ich mir gedacht, man würde versuchen, den Nagern entweder mit gewöhnlichen Fallen oder mit der Flinte nachzustellen; erst später, als ich mir von den ungeheuren Massen der Tiere eine halbwegs richtige Vorstellung machen konnte, sah ich ein, daß eine solche Fangmethode vollkommen unzureichend wäre und allenfalls in den niederschlagsreichen Wintermonaten angebracht ist. Im Sommer aber, wenn monatelange Trockenheit das Land ausgedörrt, alle Quellen und Rinnsale zum Versiegen gebracht, Gras und andere feuchtigkeitsspendende Pflanzen verbrannt hat, dann steht dem Kaninchenfänger in diesem Wassermangel ein viel einträglicherer, bequemerer Weg zur Verfügung. Mir war schon während der Fahrt zu den Fangstellen im Inneren des Landes aufgefallen, daß unsere Kolonne in riesigen Tankwagen bedeutende Wassermengen mit sich führte, offenbar weit mehr, als wir Menschen innerhalb

der nächsten zwei Wochen — länger hält sich das Wasser nicht und wird dann faulig schmecken — trinken konnten. Der Transport dieser Flüssigkeitsmengen mußte ein hübsches Stück Geld kosten, stellt aber, wie ich mich dann später überzeugen konnte, das Rückgrat des ganzen Unternehmens dar und zahlt sich reichlich wieder aus.

Denn kaum hatten wir unseren ersten Fangplatz erreicht, als sich die Männer daran machten, das Erdreich für eine große, flache Grube auszuheben, die sie nach Fertigstellung etwa zwanzig Zentimeter tief mit Wasser anfüllten. Dann wurden rings um dieses künstliche Wasserloch mitgebrachte Drahtgitter zu langen Zäunen aufgestellt, die somit den ganzen Platz in weitem Umkreis vollständig abschlossen. An einem Dutzend Stellen dieses riesigen Zauns wurden sodann, ebenfalls aus Drahtgeflecht, Oeffnungen eingebaut, die etwa einer Fischreuse glichen und auch den gleichen Zweck hatten: Tiere wohl von außen her in das umzäunte Gebiet hineinzulassen, ihre Flucht daraus dann aber zu verhindern. Unsere ersten Besucher freilich ließen sich durch das Gitter in keiner Weise stören. Denn schon bald nach Füllung der Grube mit dem kostbaren Naß zogen Vögel zu Tausenden herbei, um sich zu laben; viele von ihnen hatten offenbar seit Tagen nicht getrunken und legten sich nach Löschung ihres Durstes erschöpft auf die Seite. Und mit ihnen kamen Insekten, kleine und große, und bedeckten bald die Wasserfläche mit einer dichten Schicht von Leibern; es schien, als hätte sich aus Meilen im Umkreis alles bei uns eingefunden, was da kreucht und fleucht. Natürlich versuchten wir, die Tiere nach Möglichkeit zurückzuscheuchen, um das so mühsam herbeigeschaffte Naß für den eigentlichen Zweck, den Kaninchenfang, zu retten; aber ein paar hundert Liter dürften wir immerhin auch den unerwünschten Besuchern geopfert haben.

Dann kommen die ersten Kaninchen, kommen erst einzeln, paarweise, dann in kleinen Trupps und schließlich schon in ganzen Horden, von furchtbarem Durst gepeinigt und von dem Wasser angelockt. Wie verzweifelt stürzen sie sich gegen den Drahtzaun, laufen aufgeregt hin und her, bis sie endlich die Oeffnungen ins Innere entdeckt haben und hindurchschlüpfen können. In ihrem Eifer einer über den andern kugelnd rennen sie zu dem Tümpel, drängen sich gegenseitig hinein, schieben rücksichtslos die schwächeren Artgenossen wieder zurück und trinken, trinken, bis man meinen sollte, der Körper könne soviel Flüssigkeit überhaupt nicht in sich aufnehmen. An den Einlässen haben sich jetzt die ankommenden Tiere zu Hunderten gestaut, weil sie gar nicht alle so geschwind in die Falle hineinschlüpfen können, und immer noch neue Kaninchen ziehen von allen Seiten heran. Dort hat sich ein Fuchs herbeigeschlichen, der jetzt aber für die zahllosen vierbeinigen Leckerbissen um ihn herum kein Auge hat, sondern mitten unter ihnen geduldig wartet, bis auch er endlich durch die Umzäunung zum Wasser schlüpfen kann; ein Schuß von einem der beobachtenden Kaninchenfänger erlegt ihn, bevor etwa noch der Appetit auf einen guten Braten wieder bei ihm wach wird.

Dann, im ersten Dämmerlicht der nahenden Sonne, wollen die Tiere, ihrem Instinkt gehorchend, das Wasser wieder verlassen, um vielleicht am Abend wieder zur Tränke zurückzukommen. Aber natürlich finden sie keinen Ausweg in die Freiheit, sondern nur ein paar Oeffnungen, von denen jede in eine kleine Fangkammer, die eigentliche Hinrichtungszelle, führt. Und dort warten bereits die Schlächter auf sie, die nunmehr mit ihren scharfen Messern den Massenmord beginnen. Mit einem einzigen, wohlgeübten Griff wird jedem Nager das Genick umgedreht, der Körper auf einen Haken gespießt und das Fell heruntergezogen, nachdem es hinter den Ohren und an den Knien aufgeschlitzt ist. Mit unglaublicher Geschwindigkeit leeren sich die Kammern, in die jetzt der nächste Schub Kaninchen eingelassen wird. Denn ein geschickter Abhäuter mag zweihundert Felle in der Stunde abziehen, ja, besonders tüchtige Leute wohl auch noch um hundert mehr, sodaß auf jedes Tier unter Umständen nur zwölf Sekunden entfallen! So ist denn auch der gesamte Fang der Nacht weit über siebentausend Tiere, am frühen Nachmittag bereits abgebalgt; die Felle werden säuberlich aufeinander geschichtet, später zum Trocknen gespannt und schließlich nach Sydney zur Auktion verladen. Die abgehäuteten Körper aber werden auf Wagen verladen und noch am gleichen Abend ein paar Kilometer entfernt einfach in den Busch geworfen, wo sie den Geiern überlassen bleiben; ihr Duft verpestet oft die Gegend in weitem Umkreis und zeigt dem Erfahrenen dadurch bereits die Nähe eines Fanglagers an. Nur in halbwegs erreichbarer Entfernung von den Städten werden die Körper in Gefrierhäuser gebracht und später, hauptsächlich nach England, verfrachtet; an anderen Stellen wieder hat man sich auf das Trocknen des Fleisches eingerichtet und vermahlt dieses sodann zu Düngemehl.

Noch am gleichen Abend ist der Wassertümpel wieder zu neuem Fang hergerichtet. Die Kadaver der Tiere, ein halbes Hundert, die in dem Gedränge erstickt oder ertrunken sind, wurden herausgefischt, die Oberfläche von Insekten und Verunreinigungen nach Möglichkeit abgeseiht und schließlich das Wasser selbst nachgefüllt. Diesmal sind nur noch etwa viertausend der Nager am Morgen gefangen, weil die vergangene Nacht bereits tüchtig unter ihnen aufgeräumt hat. Und so geht es noch zwei Wochen hindurch weiter, bis allmählich der Fang auf etwa achthundert Kaninchen in der Nacht gesunken ist; immerhin auch das noch ein Beweis dafür, daß alltäglich neue Tiere aus weiterer Entfernung herbeigewandert sein müssen. Fünfunddreißigtausend Felle liegen versandbereit, als wir den Fangplatz schließlich als zu unergiebig geworden aufgeben und etwa vierzig Kilometer weiter verlegen. Und dort beginnt dasselbe Spiel von vorn, bis der einsetzende Regen der Sache ein Ende macht. Denn dann haben die Kaninchen in wenigen Tagen an dem hervorschießenden Gras saftiges Grünfutter in Hülle und Fülle, sind nicht mehr auf unsere künstlichen Wassertümpel angewiesen.

Fast zehn Millionen Kilogramm Felle kommen so alljährlich auf den Markt und bringen in guten Zeiten fast ebensoviele Millionen Pfund Sterling für den australischen Exporteur; das sind gewaltige Zahlen, die für sich selbst sprechen und einen Begriff von den ungeheuren Mengen Kaninchen geben, die das Land bevölkern. Eigentlich kein Wunder, gibt doch ein Weibchen regelmäßig alle neun Wochen vier bis sieben Jungen das Leben und ihre Töchter beteiligen sich im Alter von neun weiteren Wochen bereits tatkräftig an dieser Fruchtbarkeitsorgie!

Höhenfeuer.

(Sonntagsgedanken.)

Die Höhenfeuer vom 1. August sind verloschen. Sie machen am wenigsten Lärm am Tage der Heimat. Aber sie können uns viel sagen. Wenn wir von hoher Warte aus die Feuer auflodern sehen oder in ihrer unmittelbaren Nähe sind, reden sie zu uns. Es liegt etwas Packendes in ihnen. Kommt das von der Wärme, die sie ausstrahlen? Es mag sein, daß sie damit an das tiefe Bedürfnis des Menschen nach Wärme in seinem Leben, nach Güte, Freundlichkeit, Häuslichkeit rühren. Oder ist es das Auflodern der Flammen gen Himmel, das uns besonders packt? Es kann uns ein Sinnbild jener andern Sehnsucht werden: Empor die Herzen, himmelwärts! Die Erde fesselt uns mit hundert Fäden der Sorge, Sinnlichkeit, Habgier an sich; aber etwas ist da, das sich gegen diesen Zug nach unten wehrt, das